N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

bedroht, aufgewogen werde durch einen reichen Zufluß geistiger Kräfte und Segnungen. Wie ergreifend, und doch schon hoffnungsvoll lautet, was Dr. Fisch unter dem 3. September aus Paris an schottische Freunde schreibt: „Ja wir sind furchtbar niedergeschmettert. Unsere Nation stützte den päpstlichen Stuhl, als das Concil einen Menschen zum Gott machte, und sobald diese Lästerung ausgesprochen war, da donnerte Gott und zerschlug und zerschmiß, damit man sehe, daß Er noch herrsche. Diese schrecklichen Leiden werden uns gesegnet werden. Beten Sie, daß Gott uns in geistlichen Segen alles das erstatte, was Er von uns genommen hat an Ehre, an Gütern und an unsrer Söhne Blut!“

Miss. Hebich in Kannanur.

(Schluß.)

25. Uebersiedlung einer Gemeinde.

Mit dem Beginn des Jahres 1856 war der Eigenthümer der Andscharakandi-Pflanzung nach fast 19jähriger Abwesenheit aus Europa zurückgekehrt; damit lief eine lange Wartezeit der dortigen Gemeinde zu Ende. Hatte bisher der Geduldsfaden der Arbeiter manchmal brechen wollen, so hieß es immer wieder: der große Saheb will ja bald wieder zu uns kommen, er wird Abhilfe schaffen. Nun traf er, die er als Kinder verlassen hatte, als Männer, die Männer fast alle als Christen; und während sein Gebot und Einfluß früher allein gegolten hatte, war den demüthigen Sklaven mittlerweile der Blick erweitert, das Gewissen geschärft, die Abhängigkeit von Einem Manne gemildert worden durch den Eingang, den Katechisten und Missionare mit Gottes Wort bei ihnen gefunden hatten. Eine solche Umwandlung des patriarchalischen Verhältnisses führte zweifelsohne ihre Unbequemlichkeiten im Gefolge, doch waren sie für einen einsichtsvollen Leiter durchaus nicht von bedenklicher Art, da demselben das größte Zu-

trauen, durch die lange Trennung fast zu schwärmerischer Verehrung und Erwartung gesteigert, von allen Seiten entgegenkam.

Im weiteren Verlauf wurden diese Hoffnungen sehr geschwächt. Anerkennenswerth war der Umstand, daß der Herr selbst auch zuweilen in den Gottesdienst seiner Arbeiter kam; noch neuer und erfreulicher das Interesse, welches seine Töchter am weiblichen Theil der Gemeinde nahmen, indem sie unter den Mädchen eine Nähschule in Gang brachten. Allein es zeigte sich je länger je deutlicher, daß die Ansichten von der Art der christlichen Bildung, welche den Arbeitern beigebracht werden sollte, bei dem Pflanzer und dem Missionar weit auseinander giengen, während im täglichen Geschäft der Pflanzung neue Anforderungen zu den alten traten und der wiederholt ertheilte Bescheid: Wer nicht bleiben will, kann gehen! allen die Lust zum Remonstriren benahm, und die längst bestehende Unzufriedenheit nur steigerte. Die Krisis kam zum Ausbruch, als der Pflanzer sich über die Predigtweise des Katechisten mißfällig äußerte, das Opfern für die Mission (mittelst eines am Sonntag aufgestellten Tellers) verbot, und endlich den Katechisten im Morgengottesdienst, den er ihn nicht mehr halten ließ, feierlich entsetzte und entließ.

Als Joseph hinausgeschickt wurde, die Stelle des abgedankten Timotheus einstweilen zu versehen (23. Dec. 1856), berieth er mit den Kirchenältesten, was zu thun wäre. Diese erklärten sich dahin: wenn ihnen der angemessene Lohn bezahlt werde, die Sonntagsarbeit aufhöre, und Zumuthungen, welche sie am Schaffen ihrer Seligkeit hindern, wegfallen, wollen sie gerne bleiben. Wenn nicht, so möge der Herr thun, was er wolle; ihre Entlassung verlangen sie nicht. Darauf wurden die 14 Familienväter, welche diese Erklärung abgaben, „wegen grundloser Klagen" entlassen. Es waren im Ganzen 60 Leute, die unter dem Weinen und Schluchzen der Zurückbleibenden (27. Dec.) mit Sack und Pack von der Pflanzung abzogen, und am Abend des Wandertages gegen Tschowwa heranrückten, wo Hebich sie mit Gesang und Gebet empfieng. Die Alten waren wie Träumende, die Jungen fühlten sich leicht und frei.

Zum feierlichen Jahresschlusse kam aber nun (31. Dec.) auch der Rest der Gemeinde, einer früher ausgewirkten Erlaubniß gemäß, nach Kannanur. Ihnen voraus war ein Schreiben des Pflanzers eingelaufen, welches ankündigte, daß derselbe hinfort die Verbindung

seiner Arbeiter mit der Kannanur Kirche abbreche, weil dieselben dadurch sichtlich verschlechtert worden seien.

Hebich mußte sich nun entscheiden, ob er das fast 18jährige Band, welches diese Gemeinde mit der Mission verknüpfte, abreißen oder dieselbe mit allen ihren irdischen Sorgen auf seine Schultern nehmen solle. Er wählte mit gepreßter Seele das Letztere, obwohl er gern bei dieser Gelegenheit eine Scheidung vorgenommen und sich der minderversprechenden, ja sehr zweifelhaften Elemente, die sie enthielt, entledigt hätte. Allein es gieng nicht. Er beschreibt den folgereichen Schritt dieses Neujahrfestes 1857 also:

„Da außer den 60, von Andscharakandi bereits weggeschickten Christen, auch der ganze Rest der Gemeinde erklärt hatte, in Kannanur bleiben zu wollen, veranstaltete ich nach dem Morgengottesdienste, daß die Männer und Weiber, die Knaben und Mädchen, die Ordentlichen und die Unordentlichen, sich in langen Reihen aufstellten und meine an jedes Einzelne gerichtete Frage, ob er oder sie bleiben wolle oder nicht, beantworteten. Den Trinkern ꝛc. nahm ich das Versprechen ab, sich künftig aller gewohnten Sünden zu enthalten. Alle sagten Ja, es sind ihrer 177 Seelen, darunter auch halbherzige, verwahrloste und verkümmerte. Mit schwerem Herzen, aber im Blick auf den Herrn nahm ich sie in Gottes Namen auf."

Sie hatten nun eine Woche hin und her zu gehen, um ihre kleine Habe zu holen, und sich in Tschowwa anzusiedeln, wo nun je 3—4 Familien in einer kleinen Hütte zusammengepfercht waren, bis neue Wohnungen hergestellt werden konnten. Eine Woche lang mußte Hebich sie jetzt schon freihalten; dann galt es, lohnende Arbeit für sie zu beschaffen! Aber wenn er auch unter der großen Last seufzte, und sich nicht verhehlte, ein großer Theil der Leute sei den geistlich Geweckteren „fast instinctmäßig" nachgefolgt, freute er sich doch kindlich; denn „daß diese Gemeinde so ganz ohne unser Zuthun aus diesem Egypten erlöst, mit Einem Herzen zu uns kam, ist vom Herrn und wunderbar vor unsern Augen."

Wenig rührten Hebich die herben Vorwürfe, die ihm nun gemacht wurden, — und zwar nicht ganz ohne Grund, da im Einzelnen natürlich manch Ungeschicktes mit unterlief, wie z. B. der Pflanzer gerade in der Pfefferernte seiner Arbeitskräfte beraubt wurde; wenig focht ihn auch die Ausstellung seiner Brüder, der Malabar-Missionare, an: er hätte sich nicht mit dem ganzen Haufen befassen,

namentlich niemand einladen, nur die Weggejagten aufnehmen sollen: war er sich doch bewußt, die Krisis nicht herbeigeführt, sondern nur dem Rufe des Herrn sich nicht entzogen zu haben. Aber was mit diesem Sklaven-Volke nun beginnen? Am liebsten hätte er sie auf irgend einem unbebauten Lande, etwa einer ferneren Flußinsel angesiedelt, (die aber schließlich nicht zu bekommen war); gegen die Vertheilung auf den verschiedenen Malabarstationen aber, welche dem ganzen Vorgehen den tumultuarischen Anstrich genommen und die Einzelnen mit gebildeteren Volkstheilen zusammen geführt hätte, so wie gegen die Versetzung des Gesammthaufens nach Tschombala, welche die Committee wünschte, erhoben sich allerhand Bedenken. Mittlerweile waren sie da, zusammengedrängt in fast unleidlicher Enge, wollten beschäftigt sein und zu essen haben. Da gieng es denn zu Zeiten sehr knapp her, ihrer zwanzig zogen allmählich wieder nach Andscharakandi (und damit ins Heidenthum) zurück; und die da blieben, machten theilweise viele Noth, so daß der Geldaufwand, „der sich höher beläuft, als wir bisher zu sagen wagten," nicht einmal die schwerste der übernommenen Lasten ausmachte.

Indessen starb ihm sein Ramawarma weg (S. 431), gerade als er sich auf seine Festreise nach Payawur rüstete; ein europäischer Lehrer mußte für die englische Schule gesucht und, als er gefunden war, durch Lokalbeiträge erhalten werden; und Mangalur, aufs Neue verwaist, forderte so dringend seine Gegenwart, daß er (April und Mai) sich irgendwie losreißen und die dortige Gemeinde versehen mußte. „Zwei, dreimal des Jahrs muß ich wohl auf den Wunsch der Brüder mich nach Mangalur begeben und dort je einen Monat zubringen; aber Kannanur ganz zu verlassen, in einer Zeit wie diese ist, könnte ich mich nicht entschließen. Hatte immer gedacht, ich werde freier werden, das Evangelium hin und her predigen zu können, und siehe da! ich werde immer fester angebunden!"

In solchem Gedränge tröstete ihn immer eine und die andere fröhliche Erfahrung, wie die Taufe von 23 Seelen (10. April, S. 432) oder ein segensreiches Abendmahl wie im Mai. „Wenn es zu Zeiten aussieht, als arbeiteten wir vergeblich und seien Narren, uns mit so verblendeten und leicht verführten Seelen zu beladen, wie erfrischend und beschämend ist es dann, wo der Herr ihnen Gnade gibt, mit ihren Werken der Finsterniß ans Licht zu kommen und sich der Schande des Bekennens nicht zu entziehen. Verraucht auch Vieles

wieder und bleibt das Thun hinter dem Wollen weit zurück, so müssen wir eben Geduld mit ihnen haben. Durch welch große Gefahren, wissend und unwissend, bringt Er uns doch in Gnaden von Zeit zu Zeit hindurch! Wohl uns, daß Er unser sich nicht schämt."

Am 27. Mai, da schon die Regenzeit angebrochen war, wollte er es denn doch forciren, wieder eine seiner längeren Rundreisen anzutreten, die ihm die sehr benöthigte Erfrischung verschaffen sollte; er eilte vorerst unter Regengüssen nach Palghat. Von hier aber rief ihn ein Telegramm plötzlich zurück. Sein Diez, der sich unsägliche Mühe mit der Ansiedlung und Beschäftigung der Andscharakandi Einwanderer gegeben hatte, und doch nirgends fertig wurde, war so gefährlich von der Ruhr befallen worden, daß er dem Tod nahe schien. Der treue Major Y. nahm ihn in sein Haus auf und verpflegte ihn wie ein Vater, war aber nicht wenig bestürzt, daß sein Patient, auch da ihn die Aerzte aufgegeben hatten, immer nur von Rechnungen, Bauten und dergleichen redete, und nicht daran dachte, sein eigenes Haus zu bestellen. Der Major vereinigte sich mit dem Brigadier und anderen englischen Brüdern, für den Kranken eifrig zu beten, Strobel ordnete dasselbe in allen Gemeinden an, und — es half.

Schon am 12. Juni war Hebich wieder in Kannanur und fand den Bruder gerettet, doch todesschwach. Man mußte ihn aus dem Getümmel der Station fortschaffen, um anderswo die Erholung zu suchen, deren sein Geist so sehr wie der Leib benöthigt war. Hebich aber opferte mit Freuden seine eigene, wenn auch wirklich nöthige Ausspannung, und nahm seinen Bruder „aus den Todten wieder aufgeweckt als ein Gnadengeschenk" vom Herrn an. „Wunderbar! Den Tag nach meiner Ankunft wurde der l. Dr. Crocker, der den Kranken behandelt hatte, in einer Unterhaltung von 4—8 Uhr für den Herrn gewonnen; nach langer Zeit wieder die erste Bekehrung eines Gentleman in Kannanur. Er hat sich gleich völlig von der Welt losgemacht, und ist jetzt nach Calicut versetzt. Ach wenn nur mehr Glaube bei mir wäre! Ach wenn nur mehr Liebe bei mir wäre! Bei mir ist nichts als Sünde und Elend, bei Ihm Alles, Alles. Wann werde ich Ihn sehen und ewig bei Ihm sein dürfen!"

Unter dem Druck jener Pfingsttage schloß sich auch der bisher nur nebenher erwähnte Mitarbeiter Strobel inniger an Hebich an. Nachdem allerhand Bedenklichkeiten und Anstände, wie sie während

des Sprachelernens die Missionsrekruten heimsuchen, ihn von dem alten Papa ferne gehalten hatten, ward es ihm nnn auf einmal: „als ob Hebich, seit er heimgekommen, nur für mich, für mich armen Menschen betete und predigte, so daß ich vor Freude kaum schlafen konnte."

Noch ein besonderer „göttlicher Grund" für die Vereitelung seines Reiseplans wurde Hebich erst nach und nach entdeckt. Es war der Sommer der Komplotte, da ganz Indien seit dem verhängnißvollen 10. Mai durch ein paar Telegramme erschreckt, nach Kunde von Mirath und Dehli schmachtete und lange vergeblich schmachtete. Auch in nächster Nähe war eine Intrigue geschmiedet worden, die freilich nicht, wie die Sipahiverschwörung, die Existenz der Europäer in Indien, aber doch den Bestand der neugewonnenen Gemeinde bedrohte. Diez hatte, schon um der überall fühlbaren Geldklemme willen, sehr streng unter den Leuten gewaltet, daher sie bereits Schulden machten; dazu lastete auf ihnen die theure Zeit, welche den Lohn in Reis, wie er auf Pflanzungen gereicht wird, vortheilhafter für die Arbeiter erschienen ließ, als den in Geld ausbezahlten. „Unter solchen Umständen war des Hin- und Herlaufens kein Ende und der Teufel hinten und vorn. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr und wie oft ich schon dieser lieben Leute halber vom Teufel angefochten worden bin." Doch vereitelte Hebichs Rückkehr den Plan, sie mit der Lockung anglikanischer Kirchengemeinschaft von der deutschen Mission wegzuziehen.

In diesem Gedränge hielt es Hebich fürs Gerathenste, den früher angeregten Gedanken jetzt auszuführen, und an Ch. Müller (S. 413) einen erfahrenen Leiter für die neue Gemeinde zu gewinnen, während dessen Stelle in Tschombala unter einer kleineren und schon geordneten Christenschaar durch seinen Diez gerade passend ausgefüllt werden konnte. Die Missionare des Distrikts sahen dies als die beste Lösung der schwierigen Frage an, wie für Hebich, falls er weggenommen würde, der richtige Ersatz zu beschaffen wäre; sie meinten auch, damit den Sinn der Kommittee am besten zu treffen. Im September wurde die Umsiedlung vollzogen; Müller führte erst Diez in alle Verhältnisse seiner Station ein, dann zog er selbst aus dem in 13 Jahren liebgewonnenen stillen Tschombala ins geräuschvolle, dornenreiche Kannanur.

Seine erste Aufgabe war, nach vollendeter Regenzeit in Tschow-

wa 21 Wohnungen zu bauen, was den Muth der neuen Leute bedeutend hob; dann hatte er für den Unterricht der Jugend und die Beschäftigung und Erbauung der Erwachsenen zu sorgen und durfte finden, daß unter allerhand grobgeschnitzten Naturen, die wenn ihnen etwas Unangenehmes begegnet, gleich mit dem Davonlaufen drohen, „doch auch viele recht liebe Seelen sind, an denen Gottes Barmherzigkeit sich zu verherrlichen weiß."

Auf Hebich aber lastete die Sorge für die Beschaffung der Geldmittel, nachdem seine Bitte um einen wirklich unerschwinglichen Zuschuß zum Behuf der Uebersiedlung der Leute von der Kommittee abgewiesen war. Man hatte von ihm genau bemessene Einzelvorschläge verlangt, die er nach Vermögen zu liefern versprach. Die Sorge ward je länger je schwerer, da ihm für die Arbeit unter den Europäern die Zeit fast nicht mehr zureichte, die aufregenden Revolutionszustände aber, welche das halbe Indien in Athem hielten, gar viele Hilfsquellen ins Stocken brachten. Um diese Zeit wurde der treuste Freund, der seit eilf Jahren in Kannanur einen einflußreichen Posten bekleidet und jede Sorge und Freude mit dem Missionar getheilt hatte, ihm entrissen. Schon länger her hatte man im Bazar davon geredet, wie die beiden Unzertrennlichen so verschieden aussehen, der Major werde immer dünner, der Padre, dem jener Alles gebe, immer dicker; da sollte die Regierung ein Einsehen haben, sonst verliere sie einen ihrer besten Offiziere. Plötzlich brach (im Juli) die Gesundheit des starken Mannes dergestalt zusammen, daß er eiligst nach Europa geschickt werden mußte. Hebich fand sich nun sehr einsam; er schreibt: „So geht ein Freund nach dem andern, aber der Herr Jesus bleibt, ja bleibt im Tode, der beste, der einzige Freund!"

Ueber dem täglichen Getreibe aber hatte Hebich dermaßen vergessen, die außerordentlichen Geldbewilligungen, deren er unumgänglich bedurfte, durch gehörige Motivirung vor der Kommittee zur rechten Zeit zu erzielen, daß er die Demüthigung erlebte, seine Jahresrechnung nicht anerkannt, und sich zur Rückzahlung der Ueberschreitungen verurtheilt zu sehen. Die Sache ließ sich freilich durch Nachholung des Versäumten wieder ins Reine bringen; dennoch traf sie ihn wie ein herber Schlag, der ihn zu dem Ausruf veranlaßte: die Station Kannanur ist faktisch insolvent! Wie viel Mühe und Noth die Ansiedlung dieser Tschowwa Gemeinde über ihn brachte,

konnte er ihr freilich nie sagen. Er hat auch gegen andere sich nicht darüber ausgesprochen; doch gab er nun auch die Stationsrechnung und die Generalagentur ab, um mit officiellen Rechnereien nicht mehr behelligt zu sein, und nachdem er das letztere Geschäft vor dem Gerichtshof bereinigt hatte (Mai 1858), schrieb er der Kommittee: „Wie froh bin ich, daß die Sache geordnet ist. Ach wie selig wird es einst sein, wenn wir endlich alle unsere Arbeiten niederlegen und als arme begnadigte Sünder in sein ewiges Reich der Ruhe und des Friedens eingehen dürfen!“

26. Die Revolutionszeit.

Es war eine schwüle Zeit für die Europäer in Indien, als am 11. Mai der Telegraph nach allen Seiten hin den Anfang des Gemetzels in Delhi, den Ausbruch der lange drohenden Verschwörung von Muselmanen und Brahmanen ankündigte und dann plötzliche Stille eintrat. Man wußte, daß der Abfall der Sipahi-Armee, die Schlächtereien unter den zerstreuten Häuflein von Weißen massenhaften Fortgang hatten; aber genauere Kunde fehlte. Doch auch in die abgelegensten Hütten drangen die Gerüchte aus den Bazars, daß die Herrschaft der Kompagnie jetzt mit dem hundertsten Jahre ihr Ende erreicht habe und ein neuer König von Norden vordringe; die Muhammedaner insbesondere trugen allerwärts ihr Haupt höher. Ein alter Nayer kam damals aus der Ferne zu Hebichs Leuten und erkundigte sich: wie es sich denn mit dem König aus Norden verhalte, ob er ein Nachkommenschaftskönig sei? Gefragt, was er damit meine, antwortete er: in den Zeiten der alten Radschas hatte einer zehn Kinder und brachte vielleicht kaum eines davon, so grausig wütheten Krieg und Hunger und Seuchen; unter der Kompagnie wurde es anders, die meisten Nachkommen blieben am Leben; jetzt da sie aufhören soll, möchte ich nur wissen, ob die neue Regierung auch so ein Nachkommenschaftskönig ist. Der Mann war wie die meisten bejahrten Hindus der Mittelklasse mit der englischen Herrschaft zufrieden, hätte sich aber doch mit der fatalistischen Denkweise seines Volks, ob auch seufzend, in jeden Wechsel gefunden.

Immer näher wälzte sich der Madras-Präsidentschaft die Fluthwelle des Aufstandes, immer drohender wurden die Berichte über

die Stimmung in einzelnen Militärstationen, immer niederschlagender die Briefe von Freunden aus verschiedenen Gegenden. Miss. Lacroix in Calcutta, der längst einen besonderen Zug zu Hebich verspürte, schrieb ihm Einzelheiten von der Auflösung der nordindischen Missionen, der Hinmetzelung von Missionaren und Kaplanen, der Zerstreuung der kleinen Heerden. In Kannanur herrschte noch völlige Ruhe, aber Palghat war bereits im August von den abenteuerlichsten Gerüchten beunruhigt; bald hieß es, die Weißen auf den blauen Bergen seien schon alle getödtet, bald wieder: nein! die Entronnenen von andern Stationen flüchten dahin. Eiligst legten die Weiber fast allen Schmuck ab und vergruben ihre Habseligkeiten; man fieng auch Spionen uud Agenten der Rebellen ab, z. B. einen Muselman mit 1500 Rup. in Gold. Doch konnte Obrien schreiben, sie haben den Buß- und Bettag (20. August) mit herzlichem Dank und heißem Flehen gefeiert. „Die Bösen fliehen, wenn Niemand ihnen nachjagt; unter uns dagegen ist lauter Frieden. Was auch kommen mag, wir überwinden weit in Dem, der uns geliebet hat; der Herr ist auch im Sturm. Der gefürchtete Tag, vor dem Alles gezittert hatte (28. August), gieng ohne Aufregung vorüber; und unser Regiment (das 21. N. J.) wird nun abziehen, ohne daß ein anderes an seine Stelle treten wird. Ich gehe hinaus und predige frei auf allen Märkten."

In Kannanur war es der Anfang des Septembermonats, da das Muharram-Fest zu Ende lief, an welchem man allgemein einen Ausbruch der Muhammedaner erwartete. Hebich bemerkte, daß auch sein lieber Brigadier dieser Zeit nicht ohne Bangen entgegensehe; man redete schon davon, die Damen in die Kaserne der europäischen Soldaten ziehen zu lassen. Doch unterblieb diese Vorsichtsmaßregel, damit nicht ein Zeichen von Furcht die Unruhestifter ermuthige. Indessen wurden die Kanonen des Forts aufgefahren, und dem Palast der muselmanischen Fürstin deutliche Winke gegeben von dem, was ihm bevorstehe, falls der Friede unterbrochen würde. Oft hat in dieser stürmischen Zeit der Brigadier im Gebet mit Hebich neue Ruhe und Heiterkeit gesucht und gefunden. Wie froh war man, als endlich die trübe Regenzeit zu Ende lief, die Erstürmung von Delhi den Muth der Weißen neu belebte und die frischen Regimenter von England landeten.

Eines der vielen aufregenden Ereignisse dieser Tage war die

Ermordung des greisen Generals Kennett in Cunnur (S. 322), eines Mannes, der schon bei der Einnahme von Seringapatam im Jahr 1799 als Fähnrich mitgefochten hatte. Einer seiner muhammedanischen Knechte wollte ihn bestehlen, als der General erwachte und sich zur Wehr setzte; von zwei Stichen getroffen, starb er nach etlichen Tagen, wie er selbst sagte, als einer, der noch in der letzten Stunde vom Herrn angenommen worden sei, und seinem Mörder von Herzen vergeben habe. Sein steter Freund Metz durfte rühmen, daß sein neunjähriges Gebet erhört sei; und Hebichs Dienst an seiner Seele war auch nicht fruchtlos geblieben.

Als eine neue Gnadenerfahrung erzählt Hebich in dieser Zeit die Bekehrung eines ganzen Hauses. Ein Artillerielieutenant R. hielt sich gerade in Kannanur auf, der im Ganzen kirchlich gesinnt war, aber doch Zweifel über die Kindertaufe hatte, daher er seine Kinder ungetauft heranwachsen ließ. „Da wurden zuerst er und seine Frau gründlich bekehrt, dann wurde er nach einem weiteren heißen Kampfe so weit gewonnen, daß er auch die fünf Kinder (25. October) taufen ließ. Die Kinder wachten nun auf, und auch die heidnischen Knechte wollten jetzt Christen werden; der Hauptknecht und seine Frau, der Koch und die Köchin gaben alles daran und ließen sich (8. November) taufen und christlich trauen. So was hatte ich noch nie erlebt.“ Noch lange nachher haben diese Kinder täglich auch Hebichs in ihren Gebeten gedacht.

Dem guten baptistischen Brigadier machte diese Kindertaufe keine Freude, so warmen Antheil er an allen Bekehrungen von Erwachsenen genommen hatte. Er war in Folge der großen Anstrengung der Revolutionsmonate erkrankt und zog sich jetzt nach Merkara zurück, wo er unerwartet schnell seinen Leiden erlag (2. December). „Das war ein schöner Mann, wie wir in der Reihe unserer Brigadiere noch keinen hatten!“ ruft Hebich ihm mit Wehmuth nach.

Die Furcht vor der Ausbreitung der Rebellion war vorüber; die Madras-Armee hatte sich nicht nur unempfänglich für die Lockungen der nordindischen Sipahis erwiesen, sie leistete nun auch ihrerseits Dienste in Bekämpfung der Empörer. Unter den in den Norden ausgesandten Streitkräften waren vorzüglich zwei Corps, denen Hebichs Seele nachfolgte, einmal ein Jägerregiment, das sein Freund Major C. von Mangalur nach Bengalen führte, sodann die Berg-

schotten des 74 H. M., die von Kannanur und den Nilagiris nach Dharwar berufen wurden. Von den letzteren nahm er noch einen bewegten Abschied, und durfte ihnen sogar einen Besuch in Aussicht stellen, da er den Auftrag hatte, zu gelegener Zeit das Südmahratha Land wieder einmal zu durchstreifen und einen dortigen Laienmissionar zu ordiniren. Der Plan zerschlug sich, aber die Korrespondenz mit den Soldatenbrüdern wurde fleißig unterhalten.

Im März 1858 hatte einer der Dharwar Missionare die Residenz des Radschah von Nargund besucht, die am Fuße eines starkbefestigten Felshügels liegt. Auf besonderen Befehl des Fürsten hatte man dem Padre noch ausgezeichnete Ehre erwiesen; als aber etliche Wochen später der politische Agent Manson hin kam, wurde er in der Nacht überfallen und sammt seiner Escorte getödtet. Das geschah in Folge einer Verschwörung, in die der gedankenlose Fürst durch einen schlauen, englisch gebildeten, durchaus skeptischen Nachbar hineingezogen war. Capitän F., der in Dharwar kommandirte, sandte seine Bergschotten mit zwei Kanonen und irregulärer Kavallerie, da dann Stadt und Festung im Fluge genommen wurden. Hören wir unsern alten Freund Floyd (S. 416) darüber, der nach ermüdender Rebellenjagd in den Ghatwäldern endlich sein letztes Ruheplätzchen gefunden hat.

„Es wird mir die Zeit lang, bis ich von Ihnen höre, aber hier kann ich nun nach unserem langen Marsch auf Briefe von Ihnen warten. Unterwegs errichteten wir einen Altar im Wald oder Feld, gerade wie's kam, und der Herr war bei uns; ich freute mich oft königlich auf den großen Hochzeittag, einstweilen leitet Er mich mit seinen Augen und hält alle seine Verheißungen genau. Weiß nicht, ob Sie schon dies Fort (mit sehr weiter Aussicht) gesehen haben, aber am 1. Juni nahmen wirs mit Verlust von nur 14 Verwundeten; d. h. nicht wir nahmens, sondern Gott gab es in unsere Hände. Der Feind hatte völlig den Kopf verloren, und unsere Hochländer, gewöhnlich kühn, waren dießmal kühner, als ich sie je sah. Gewiß liegt ein Fluch auf der Stadt mit ihren vielen Götzenhäusern, wo nun überall zerbrochene Bildsäulen umherliegen. Denn unsere Leute haben aus Neugierde und Plünderungssucht alles zerschlagen, so daß nur Scherben, Scheiter und Steinsplitter in den Tempeln zu finden sind, während Gold, Silber und Kupfer flink genug in Rupien umgewechselt wurden. Ich nahm keinen Theil

daran, sondern brachte nur einen kupfernen Affen in betender Stellung mit ins Zelt, für welchen mir dann ein Offizier, der ihn gern heimsenden möchte, seinen herzlichen Dank gab. — Wir fanden Herrn Mansons Kopf, der auf einem Speer durch die Dörfer getragen worden war, unter dem Ruf: So mache mans jedem Franken! Zuletzt hatte man ihn in einen Brunnen geworfen, während der zerhackte Rumpf verbrannt ward. Dem Kopf erwiesen wir die letzte Ehre.

„Der Fürst wird in Belgam gehenkt werden; einen andern Gefangenen hat man von der Kanone geblasen; 19 hatten wir zu erschießen, eine schauerliche Scene, so viele Männer vor einem frischen Grab knieen zu sehen, und eine schmerzliche Pflicht, Nachrichtersdienste an ihnen verrichten zu müssen. Auch mir ist sie zugefallen. O schreiben Sie mir doch; es ist eine furchtbare Zeit, aber der Herr ist bei mir; wenn ich Ihn durch Sünde von mir wegtriebe, dann erst wäre sie wirklich furchtbar. Wenn ich zu Ihm schreie, läßt Er mich immer wieder hören: Der Engel des HErrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus; und wie um Jerusalem her Berge sind, ist der Herr um sein Volk her. So bekomme ich neue Kraft in jeder Zeit der Noth. Die Brüder sind wohl und grüßen Sie; A. allein liegt noch, ein Stein, auf dem er stand, löste sich ab, so daß er eine bedeutende Tiefe in Cactusbüsche hinabfiel, ohne daß ihm der Stein die Füße zerschmettern durfte. Die Wunde heilt bereits. Vergessen Sie mich Armen nicht, und gedenken Sie auch Malapurams; L. ist dort unter Wölfen! Ich werde Sie nie vergessen. Wie würde michs erfrischen, wenn ich einmal plötzlich einen Graubart auf weißem Pony über die Ebene traben sähe! Kapitän F. meinte schon, Sie würden uns vielleicht einen Besuch abstatten."

Die Soldatenbrüder vereinigten sich täglich zum Gebet in einem früheren Siwatempel von Nargund, und freuten sich der hergestellten Ruhe; aber bald berichtet ein Sergeant, wie Floyd an der Ruhr leide, immer schwächer im Fleisch werde und so stark im Herrn sei. „Sein Vertrauen steht allein in Christo, und sein Verlangen geht darauf hin, bei Ihm zu sein; er läßt den Fels unserer Zuversicht keinen Augenblick los. Ach beten Sie doch, daß Gott, wenn es Sein Wille ist, ihn uns noch länger erhalte!"

Es sollte nicht sein. Bis zum letzten Athemzug ermahnte Floyd

seine Kameraden, sich doch ungetheilt an den Heiland zu halten. Man hörte ihn einmal Wasser! rufen, und brachte ihm welches. „Nicht das, lebendiges Wasser!“ war die Antwort. Auch Wein wurde ihm geboten: „Nein,“ flüsterte er, „Wein des Himmelreichs! Herr, ich warte auf dein Heil.“ Er hatte viel zu leiden, wenn man ihm aber von Besserwerden sagte, sprach er sehr bestimmt: „Hier unten werde ich doch nie besser; Jesus, thy blood and righteousness my beauty are, my glorious dress. O wie ist mein Herr so gut und treu!“ — Am Morgen des 11. Juli (es war ein Sonntag) drückte er dem Sergeant die Hand und sagte: „Mein lieber Ellery, ehe dieser Tag endet, werde ich bei Christo sein, welches viel besser ist.“ Am Abend entschlief er in vollem Gottesfrieden, angestaunt und beneidet von vielen Kameraden, die mit Thränen bekannten: es sei etwas, so sterben zu können. Sein frommer Hauptmann aber, Hebichs „Sohn im Evangelium“, beweinte bitterlich den unersetzlichen Verlust, den er selbst und das Regiment erlitten haben, während sein Herz aus dem Kriegslärm nach den überglücklichen Stunden in der Missionskirche sich zurücksehnte, die ihm einigen Begriff davon beigebracht haben, „wie es im Himmel sein müsse.“

Noch Monate lang weilte dieser Hauptmann F. mit seinen Soldaten in Dharwar, wo ihrer 70 und mehr sich an die Missionskapelle anschlossen: „Wie dankbar bin ich doch,“ schreibt er an Hebich, „nach so vielen Predigten über Kirche, Sacramente und Heilige hier wieder Christum verkündigt zu hören!“

Um Hebich selbst ward es nun ziemlich einsam. Seine Bergschotten waren fort, und „von H. M. 66. kamen nur wenige in die Kapelle“. Ein Musikant dieses Regiments schrieb ihm jedoch später noch nach Europa, wie dankbar er sei, daß Hebich ihm so oft ans Herz gesprochen, obgleich er es damals verachtet habe. Die Freunde aus den höheren Kreisen eilten gerade jetzt in Masse Europa zu; es war, wie wenn plötzlich ein neues Geschlecht Hebich umgäbe, das seiner Dienste nicht bedürfte. Einer der Scheidenden, der sich um Indiens Wohlfahrt in hohen Aemtern redlich gemüht hatte, schrieb ihm noch den Schlußeindruck, den die Revolution auf ihn gemacht hatte: „Die letzten Ereignisse haben mich vollends überzeugt, daß das Evangelium allein diesem Lande wirkliches Heil bringen kann; bleibende Wohlthaten hat Indien nur von der Mission zu erwarten. Der Herr erhalte Sie ihr noch lange!“

Hebich äußerte damals: „Gerade da ich viele Hilfe brauchen könnte, gehen mir die Freunde davon. Aber wenn wir auf den Herrn Jesum sehen, dann lebt und freut sich Alles.“

---

27. Letzte Arbeit in Kanara.

Es ist schon erwähnt, wie vielfach Hebich in seinen letzten Jahren auch mit den Gemeinden in Kanara sich zu beschäftigen hatte, wo Krankheiten und andere Veränderungen einen beständigen Nothstand erzeugten, bis 1858 eine namhafte Schaar neuer Arbeiter aus Europa eintreten konnte. Von dieser Thätigkeit muß noch einiges mitgetheilt werden.

Im April 1857 bereiste er alle Gemeinden des Tulu-Landes, da denn die von Udapi ihm am besten gefiel. „Da gibts rechte Leute.“*) In anderen waltete zum Theil ein weltlicher Geist, der nach seiner Ansicht vom Katechisten ausgieng, wieder in anderen gährte es durch die Parteisucht der einflußreicheren Glieder; dennoch

---

*) In dieser Gemeinde ereignete sich damals, was 11 Jahre später der greise Evangelist Suwartappa, ein bekehrter Brahmane, bei der Nachricht von Hebichs Heimgang als die lebendigste Erinnerung von seinem Wirken unter ihnen erzählte. So einfach der Vorfall ist, so bezeichnend für den Alten.

„In Udapi habe ich einmal Hebich Kinderlehre halten hören. In derselben wandte er sich an mich mit der Frage: ‘Suwartappa, wann brauchen wir die Gnade Gottes?’ Darauf gab ich zur Antwort: ‘Allezeit, bis wir sterben.’ Als ich aber merkte, daß die Antwort Hebich nicht zufrieden stellte, versuchte ich eine bessere zu geben und sagte: ‘Allezeit, nicht nur bis wir sterben, sondern in alle Ewigkeit.’ Aber auch mit dieser Antwort war Hebich nicht zufrieden; und da ich nicht fassen konnte, warum meine Antwort nicht richtig sein sollte, so schwieg ich. Darauf wandte sich Hebich an meinen Buben (der jetzt Lehrer am Predigerseminar in Mangalur ist) und fragte ihn: ‘Christanudscha, wann brauchen wir die Gnade Gottes?’ Dieser antwortete: ‘Jetzt’; und diese Antwort war recht. Drei-, viermal wiederholte Hebich: ‘Ja, jetzt, jetzt brauchen wir die Gnade Gottes, jetzt!’ Da mußte ich mich dann sehr schämen vor Hebich und allen Anwesenden, ja vor meinem eigenen Buben, der freilich hernach zu Hause mir gestand, er habe Angst gehabt, und da sei ihm diese Antwort in den Sinn gekommen und er habe sie eben herausgesagt in heller Verlegenheit und Angst. Das ‘Jetzt brauchen wir die Gnade Gottes’ ist mir aber von da an tief eindrücklich geblieben bis in mein Alter.“

war überall unter den Heiden ein Forschungsgeist angeregt, der, wie Hebich hoffte, bei lebendiger Arbeit Austritte zur Folge haben müßte. In Mangalur selbst gelang es ihm, die Schläfrigen gehörig aufzurütteln, so daß er mit 200 Kommunikanten ein fröhliches Abendmahl feiern konnte.

Ein Ereigniß griff ihn hier im Innersten an. Die Hoffnung der Mission concentrirte sich im Katechistenseminar, zu dem auch Hebich seine begabtesten Jünglinge gegeben hatte. Nun war unter ihnen auf einer Vakanzreise im Kurgland die Cholera ausgebrochen und hatte die zwei tüchtigsten Zöglinge weggerafft; andere waren entmuthigt und verlangten in die Heimat zurückzugehen. Er hielt es fürs Beste, am 2. Mai auf Suspendirung der Anstalt anzutragen, da sowohl der Mangel an Lehrkräften als die gesunkene Schülerzahl eine gedeihliche Fortführung im Augenblicke zur Unmöglichkeit zu machen schien. Der Sachverhalt empfahl diese Maaßregel auch den übrigen Brüdern, und da in Kanara selbst gerade jetzt keine jungen Leute für die Aufnahme ins Institut gehörig vorbereitet waren, während Malabar noch einige hatte, ergab sich daraus der Versuch, in Talatscheri mittlerweile die Anstalt mit letzteren fortzuführen. Derselbe ließ sich um so leichter ins Werk setzen, da den Jünglingen damit der Uebergang in ein anderes Sprachgebiet erspart ward. Er hat auch seine Früchte getragen, bis im Jahr 1863 nach weiterem Wachsthum der Kräfte die Vereinigung der beiden getrennten Anstalten zu einem Predigerseminar in Mangalur rathsam erschien.

Eine besondere Freude hatte Hebich an dem immer innigeren Zusammenwachsen seines Gompertz mit der vielgeprüften Mangalurmission. In Krankheiten und Todesfällen war er der stets bereite Pfleger und Tröster der jungen Missionare; keiner so bereit wie er mitzuleiden und mitzubeten, oder lieber den Bruder gleich ins Haus aufzunehmen und Mutterstelle zu vertreten, bis derselbe gekräftigt an Leib und Seele zu seiner Arbeit zurückkehren konnte. Unter den Engländern und Indobriten aber drang seine einfältige Verkündigung des Heils besonders in den Angsttagen der Empörung immer gewaltiger durch, was auf die Missionare ebenso beschämend als erfrischend wirkte. Er schrieb einmal an Hebich: „der Artillerielieutenant M. heißt jetzt schon ein Hebichite, ohne daß er Sie je gesehen hätte. Wenn Ihr Name einigermaßen synonym ist

mit der Schmach des Namens Jesu, so danken Sie dem Herrn dafür! Zwei andere kommen täglich näher; da kann ich denn wohl mit Freuden von Jesu reden, der mich so sehr geliebt hat, fühle mich aber so jung und unerfahren. Wie froh wäre ich, wenn Sie bald wieder hieher kämen. Welch ein gesegnetes Ding ist es doch um das Zeugniß von Jesu; allemal eine Ernte für die eigene Seele. Kommen Sie doch möglichst bald!"

Eine Folge dieser fruchtreichen Thätigkeit war es, daß nun bald ein Ingenieur, bald ein Seeoffizier bei Hebich in Kannanur sich als „Enkel" vorstellen konnten, und daß der Alte von Einzelnen, Weißen wie Braunen, sich halbbesinnend sagen durfte: „der ist etwa Kind oder Kindeskind von mir." Denn Vater und Kinder arbeiteten einander beständig in die Hand, so daß oft, was der Eine begonnen hatte, durch den Andern zur Vollendung kam, und der Antheil, den Jedes am gelungenen Werke hatte, sich nicht mehr näher bestimmen ließ. Wozu auch?

Im December 1857 wurde Hebich wieder eingeladen, anstatt des schwererkrankten Präses in Kanara etliche Monate nach Herzenslust zu schalten und zu walten, da die Brüder alle mit vollstem Vertrauen ihm entgegenkommen und seine Anwesenheit absolut nöthig sei durch die lang fortgesetzte Widerspenstigkeit einer ganzen Gemeinde. Sobald er es möglich machen konnte, riß er sich los, um wenigstens etliche Wochen mit Anstrengung aller Kräfte an dem lange schwärenden Uebel zu heilen.

Aus der Gemeinde Mulki waren zwei Brüder zu Katechisten herangewachsen, die allmählich großen Einfluß auf ihre weitverzweigte Familie und die übrigen Christen gewannen und ihn im Ganzen nach ihrer Erkenntniß zum Guten verwendeten. Allein die leidige Erfahrung, daß auch Missionare in schwere Sündenfälle stürzen können, hatte sie nicht gedemüthigt, sondern im Gegentheil ihnen ein übermäßiges Gefühl von ihrer eigenen Rechtschaffenheit und von der Entbehrlichkeit ausländischer Leiter beigebracht, ein Gefühl, das von dem kränklichen Missionar der Station mit unendlicher Langmuth getragen, sich endlich zur offenen Widersetzlichkeit steigerte. Daraufhin wurden sie entlassen, fuhren aber mit der dem Tulustamme eigenen Hartnäckigkeit fort, ihr Lehrerrecht zu behaupten, was die Lossagung fast der ganzen Gemeinde vom Missionsverband zur

Folge hatte. Sie verstiegen sich zuletzt so weit, jeden, der zu den Weißen gieng, zu excommuniciren.

Hebich erzählt: „Gleich nach meiner Ankunft in Mangalur sandte ich erst meinen Joseph und Sebastian, die Getrennten zu gewinnen; nach etlichen Tagen gieng ich selbst nach Mulki und ließ die Christen zu einer Besprechung zusammenkommen, da sie mich denn lange warten ließen. Ich reichte den Getrennten die Hand, den Rädelsführer allein ausgenommen, der sie mir dreimal geben wollte. Sie brachten aber ein solches Heer von Teufeln mit, daß ich des Qualms halber kaum unter ihnen sein konnte. Darauf wollte ich beten. Sie ließen mich beten und blieben ruhig sitzen, während ich natürlich kniete. Daun giengs los. Ich erzählte ihnen, wie ich aus Liebe zu ihnen käme und wie ihr elender Zustand mir zu Herzen gienge; endlich forderte ich sie auf, einzeln zu reden. Sie hatten sich aber verbunden, nur zusammen zu reden, daher ich ihnen erklären mußte, sie haben so zu sagen mit dem Teufel einen Bund gemacht, zwei Buben nachzulaufen, nachdem sie ihren Seelsorger verlassen haben ꝛc. Sieben Stunden währte die Verhandlung, welche doch die Meisten ziemlich erschütterte.

„Es wurde jetzt nach dem abwesenden N. gesandt, der auf drei Tage verreist sein sollte, nun aber sich einfand. Als er hereintrat, schrie ich ihn weinend an: Du verführst alle diese Leute; mußt du denn dem Herrn nicht Rechenschaft dafür geben? — Dann wandte ich mich an die Versammlung: 'Wer will zur Gemeinde zurückkehren?' — Antwort: Wir sind schon bei der Gemeinde. — Ich: 'Beim Teufel seid Ihr, und wer von Euch jetzt in diesem Zustande stirbt, der fährt in die Hölle. Wer will wieder zur Gemeinde Gottes zurückkehren?' — Die Meisten sagten nach und nach: Ich, ich! — Dann brachten aber die Hauptfeinde ihre Bedenken vor: sie hätten an die Kommittee geschrieben und wollten die Antwort abwarten. Dies drang am Ende durch; keiner trat aus.

„Sie versprachen nun auch mir noch eine gemeinsame Antwort; ich sagte ihnen aber: Eure Gesammtstimme will ich nicht, sondern nur einzelne Stimmen. Was Euch so verderbt hat, ist gerade Euer Zusammenhalten. Wer Lust hat, der breche durch und komme; wer zu Jesu kommen will, muß einzeln kommen. — Darauf hielten sie wieder Tag und Nacht Berathungen, in denen die Worte fielen: Du hast uns verführt! während die Hauptleute in den

Häusern herumgiengen und Vorstellungen machten, wie: 'Die Padres haben gewiß Antwort von der Kommittee, und wollen uns nur jetzt fangen.' Es blieb am Ende dabei, sie wollen noch einmal an die Kommittee schreiben, was den Buben drei weitere Monate Frist gibt. Ich habe also durch die siebenstündige Arbeit nichts erreicht, außer daß ich klar erkannte, wir dürfen sie nicht als Gemeinde, sondern nur Einzelne aufnehmen, also Jeden, der als armer Sünder kommt. Gewiß muß jeder für sich Buße thun, sonst ist dieser Korporationsgeist nicht zu zerstören." —

Nachdem Hebich das Neujahr 1858 in Kannanur gefeiert hatte, eilte er wieder nach Mangalur, wo ihm die angenehme Aufgabe zu Theil wurde, die kaum gelandeten neuen Missionare (17. Januar) der Gemeinde vorzustellen. „Seine Art sich in dieser zu bewegen, ist ähnlich der von Harms, sehr ergreifend und hinreißend in einladender Liebe und erschütterndem Ernst." Er genoß dießmal mit dankbarer Freude das Gefühl, seiner ersten Gemeinde durch treue Handreichung über eine trübe Sichtungszeit hinübergeholfen zu haben, bis ihnen neue Seelsorger zugesandt werden konnten. Seine Freude wurde vermehrt durch zwei Tauftage (24. und 30. Januar), da er vierzehn Erwachsene in die Gemeinde aufnehmen durfte.

In Mulki fand er die Leute im Innersten beunruhigt und erweicht; etliche entschlossen sich, als Bußesuchende vor der Kirchenthüre zu sitzen, andere folgten ihnen allmählich nach, unter dem Bekenntniß, sie haben in großer Gefahr geschwebt, ja seien dem Sterben nahe gewesen; ein Gefühl, zu dessen Vertiefung ein plötzlicher Todesfall das Seine beitrug. Als sodann Ammann (3. März) das ernste Schreiben der Kommittee vorlas, begann Allen das Herz zu brechen; weinend baten sie ab und wurden mit Absolution wieder in die Gemeinde aufgenommen, welcher am 14. März das seit einem vollen Jahre entbehrte heilige Abendmahl zum erstenmal wieder gereicht wurde.

Hebich war dabei nicht mehr zugegen. Doch stattete er (im April) den Gemeinden Kanara's noch einen letzten Besuch ab, auf dem er sie tüchtig schüttelte. Ihm fehlte noch was bei dieser Gnadenheimsuchung; ihren ganzen verzweifelten Schaden, meint er, sehen die wohlmeinenden Leute noch nicht ein, doch freute er sich, die Ordnung überall hergestellt zu sehen und ein trauliches Verhältniß zu den Missionaren vorzufinden.

Am 1. Mai schied er von den letzteren und von seinem Gompertz, den er nicht mehr sehen sollte, und fuhr mit einer Reisladung, die er für den Monsun zum Besten seiner Gemeinde eingekauft hatte, wohlgemuth Kannanur zu. Auf dieser Küstenfahrt überfiel ihn ein solcher Sturm, daß die Bootleute alle in ihn drangen, ihnen Erlaubniß zum Ueberbordwerfen der Reisballen zu geben. Aber das war zu viel gefordert. Er erklärte ihnen, sein Gott, den er beständig anrufe, werde ihnen durchhelfen. Mit Mühe erreichten sie das Vorgebirg Eli, wo sie durchaus nach altem Brauche Kokosnüsse opfern wollten. Er verbot es. Sie heulten und jammerten, fragten auch zuletzt, ob denn sein Gott allein da sei? Kaum hatte er geantwortet: Ja freilich, nur Er ist da; Eure sämmtlichen Götter sind Lüge! als ein gewaltiger Blitz mit schrecklichem Donnerschlag Alle betroffen machte. Die ganze Nacht hindurch schöpften sie nun das Wasser aus, und als er ihnen am Morgen das Evangelium verkündigte, hörten sie, obwohl Muhammedaner, ihm mit aller Achtung zu.

---

28. Das letzte Jahr.

So vieles auch unterlassen werden mußte, um für Kanara die nöthige Zeit heraus zuschlagen, das eine Opfer, seine Heidenfeste unbesucht zu lassen, wäre für Hebich unerschwinglich gewesen. So erscholl denn auch in dieser stürmischen Zeit (Februar 1858) seine Weckstimme noch einmal in den Wäldern von Payawur, wo die Festgäste sich insgesammt über sein Erscheinen wunderten, meinend, die Regierung müsse doch um der Rebellion willen alle Beunruhigung der Heiden verboten haben. Auch in Taliparambu (März) betrieb er die Predigt mit unverminderter Kraft und Freudigkeit, und fand die Haufen sogar ruhiger und geneigter zum Hören, als in friedlicheren Tagen. Er bemerkt: „Dieß ist nun das fünfzehnte Mal, daß wir unter diesem Volke standen, um die Macht des Fürsten der Finsterniß durch das Wort der Wahrheit zu durchbrechen. Wir haben ihnen um die Wette den Heiland angepriesen; o daß sie zu Ihm kämen, so lange es noch heute heißt.“ Es war das letztemal, und wir könnten uns versucht fühlen, eine längere Beschreibung dieser Festpredigt zu geben, deren Verlauf glücklicher Weise einen

jungen Theilnehmer zu einer begeisterten Schilderung veranlaßt hat, wenn diese nicht im Miss. Mag. (1860. S. 125 ff.) bereits eine Stelle gefunden hätte.

Eben diesen jungen Mitarbeiter, seinen J. Strobel, sollte Hebich jetzt verlieren, nachdem sich derselbe mit Freuden vom Lebensstrom in Kannanur hatte ergreifen und mitfortreißen lassen. Palghat war endlich zu einer vollen Missionsstation erhoben worden, und Strobel hatte ihre Führung zu übernehmen. Also mußte Hebich ihn abziehen lassen, so schwer es ihm fiel, mit Müller allein den vielen Aufgaben, die Kannanur nun darbot, gerecht zu werden; er trat ihm noch seinen Paul ab, wogegen Obrien, sobald die neuen Einrichtungen getroffen wären, nach Kannanur zurückkehren sollte. Am 10. Mai entließ er sie mit herzlichem Gebete.

Er schreibt bei dieser Gelegenheit: „Es ist wahr, daß ich in der letzten Zeit, an Kannanur und Mangalur gebunden, Palghat vernachlässigt habe. Je älter ich werde, desto mehr scheine ich mir ein besonders privilegirter Mann. Die verehrte Kommittee gibt mirs zur Rechten und zur Linken, und meine Brüder haben doch auch eine besondere Freude daran, wenn sie mir eines auswischen können; allein beides ist wohl besser als Lob. Der Herr erbarme sich meiner! Meine Palghat-Arbeit ist also vollendet, nachdem doch viel herrlichen Samens gesäet worden ist, der aufgehen und Früchte tragen wird."

Hebich war nun sehr angespannt; daher bat er dringend um Verstärkung der eigenen Station, besonders um der englischen Schulen willen, die, wenn nicht von der Gesellschaft unterhalten, zu Boden fallen müßten. „Ich habe mich bisher hart durchgeschlagen, um diese hoffnungsvollen Schulen zu erretten. Namentlich brauchte auch Taliparambu einen guten englischen Meister, und ich muß mich anklagen, dieß gar zu lange versäumt zu haben; denn welche prächtige Jungens laufen dem dortigen Lehrer zu!" Er spielte damit auf einen Portugiesen an, welcher als Leiter einer englischen Schule vom eingebornen Richter in Taliparambu angestellt, mit den dortigen Katechisten in näheren Verkehr getreten war, und allmählich Gottes Wort so lieb gewonnen hatte, daß er mit den Seinigen von der römischen Kirche austrat. Hebichs eigene Schule in Taliparambu leerte sich gerade durch einen plötzlichen Schrecken, den die

Bekehrung eines Briefträgers verursachte. Dieser wurde am 26. September mit neun andern Erwachsenen getauft.

Doch nahte nun das Ende seines Wirkens in Kannanur. Nach langem Hin- und Herdenken schrieb er (September): „Durch die Palghat-Reisen und durch das 39. N. J. Regiment wurde ich häufig veranlaßt, meine Predigtreisen nach Osten auszudehnen; die Einladungen waren so befriedigend und der Arbeiten an den einzelnen Orten so viele, daß Niemand was einzuwenden hatte, obgleich ich oft selbst fühlen mußte: Du bleibst zu lange von deiner Station weg. Doch waren sie mir auch doppelt lieb, weil sie wirklich mehr Nutzen brachten und meine Amtsbrüder dadurch Gelegenheit erhielten, sich mit allen Arbeiten der Station bekannt zu machen.

„Jetzt aber kommt die Anfrage an mich, ob ich eine Einladung, in Bangalur und Madras zu predigen, annehme (24. Juni). Ich fürchtete mich, aus mir selbst etwas zu thun, jedoch die Aufforderungen mehrten sich und die Malabar-Brüder stimmen zu. Es ist das unzweifelhaft was Neues; in Hauptstädten wie Madras und vollends Calcutta kommt man nicht so schnell weg, da sollte ich freie Hand haben. Meine Arbeit hier fahren zu lassen, kommt mich aber schwer an; also meine ich, das wünschenswertheste wäre, einen Versuch zu machen, so daß mir der Rücktritt auf meinen alten Posten offen stünde. Nachdem ich seit 20 Monaten von aller Arbeit unter den Engländern weggenöthigt worden bin, fühle ich mich geneigt, dem Ruf in dieser Weise zu folgen. Und das:

1. Weil der Wirkungskreis unstreitig größer scheint;
2. Ich bereits alle öffentlichen Aemter abgegeben habe;
3. Die Kannanur Stationsangelegenheiten geordnet sind und Müllers Gesundheit sich neu befestigt hat;
4. Ich in Mangalur (wo ich angefragt habe) nicht mehr nöthig bin;
5. Müller bereit ist, mich ziehen zu lassen, falls ihm Hanhart beigegeben wird;
6. Eine Luftveränderung im 56. Lebensjahre nach 24jähriger Arbeit mir gut thun mag. Endlich
7. Hat mich der Herr durch ungewöhnlich harte Dinge geführt, die mir solche Reisen unmöglich machten. Nun diese Schwierigkeiten in Gnaden abgewendet sind, fühle ich mich bereit, dem Rufe zu folgen."

Ehe diese Anfrage nach Basel kam, gelangte von dorther die

Aufforderung an ihn, die Stationsgeschäfte abzugeben und einmal alle Gebiete der Mission, vorerst den Südmahratta-Distrikt der Länge und Breite nach als Reiseprediger zu durchziehen und dort seine Gabe der Belebung zu üben. Ein späterer Bescheid ermächtigte ihn, nach eigenem Ermessen die Reihenfolge der zu besuchenden Orte zu bestimmen.

Nun hatte er die gewünschte Freiheit, und doch hielt ihn Kannanur mit tausend Banden fest. Wir schweigen davon, daß die liebsten seiner schwarzen Kinder ihn fragten: ob er denn nicht seinem Entschluß treu bleiben wolle, in ihrer Mitte zu leben und zu sterben? Es blieb doch noch gar vieles zu ordnen übrig. Gerade jetzt sandte ihm Gompertz, der nun (November) mit seinem Regiment Mangalur verlassen sollte, ein Häuflein Soldaten zu, die er um sich gesammelt und beim Abschied ermahnt hatte, was man ihnen auch einreden möge, doch zu Hebich zu gehen, und sollten sie es blos um seinetwillen thun. An Hebich schrieb er, so nette Leute wie diese habe er noch selten getroffen; der Papa werde sich ihrer doch väterlich annehmen? Nun war wenigstens Obrien zur Hand, der sich mit Lust der Arbeit unter den europäischen Soldaten widmete.

Für die schwarze Gemeinde blieb aber auch noch gar vieles zu thun übrig. So mußte in Tschowwa noch immer gebaut werden, unter anderem ein Betsaal, für den höchstens 900 Rup. bewilligt waren, während derselbe 2300 kostete. Und dann machte sich überall eine solche Vertheurung der Lebensmittel bemerklich, daß einem Vater, wie Hebich war, daß Herz brechen mußte, wenn er hörte, wie seine Leute vom altgewöhnten Taglohn (2 anna = 9 kr.) leben mußten, während der Reis doppelt so theuer geworden war. Die Samstage brachte er, wie einst in Tayi, so jetzt regelmäßig in Tschowwa zu, um die Gemeinde geistlich zu berathen; dabei gieng es aber nie so ausschließlich geistlich zu, daß Hebich nicht auch ein gutes Theil der zeitlichen Sorgen hätte mitzutragen bekommen.

Die Kommittee war indeß in Erwägung aller Umstände zu dem Entschluß gekommen, jedes Geldgeschäft den Missionaren abzunehmen und Laien als Oekonomieverwalter für den Erwerb und Betrieb von Gütern und Werkstätten zu bestellen, die sofort darauf hin arbeiten sollten, die Gemeindeglieder möglichst bald zur Selbständigkeit heranzuziehen, während die ordinirten Missionare von aller Sorge fürs zeitliche Durchkommen ihrer Pflegbefohlenen ent-

bunden würden. Die Berathungen auf der Generalconferenz in Mangalur (18—26. Januar 1859) berührten Hebich in eigenthümlicher Weise, sofern er es zu fühlen bekam, daß die Mission in ein neues Stadium eintrete, in welches, so berechtigt und nothwendig es war, seine eigene patriarchalische Thätigkeit kaum mehr passen würde. Mit gemischten Empfindungen begrüßte er daher den Laienbruder, Kaufmann Schlunk, der den Uebergang der Kannanur-Station in diese neue Zeit durchzuführen bestellt war, und legte ihm beweglich ans Herz, mit den bisher etwas verwöhnten Gemeindegliedern doch barmherzig zu fahren.

Eine andere Sorge bewegte ihn um dieselbe Zeit. Nach der Beendigung der Rebellion war die ostindische Kompagnie beseitigt und die Herrschaft der Königin (1. November) durch eine Proklamation angekündigt worden, welche dem Volke eine neue Aera des Friedens und der Ordnung verhieß. Sie war aber theils ungenau übersetzt, theils vielfach mißverstanden worden, als ob nämlich die Königin für ihre Person die Segnungen des Christenthums wohl hochschätze, dieselben aber ihren indischen Unterthanen nicht aufdringen lassen wolle, was ja — nach der Deutung der Missionsfeinde — wohl bedeuten konnte: man habe dem Volke bisher mit dem Evangelium allzuhart zugesetzt, in Zukunft solle nicht mehr missionirt werden dürfen. Hebich bangte um seine Heidenfestpredigt und machte sich darum nach Kalikut auf den Weg, um von dem wohlgesinnten Collector die Zusage zu erhalten, daß für die Erhaltung der Ordnung in Payawur und Taliparambu wie früher so auch dießmal gesorgt werden solle. Es gelang nach Wunsche; der Befehl an den Amtmann wurde ausgefertigt. Indessen bereiste ein ungläubiger Unterbeamter den Norden des Distrikts und verstritt sich bei dieser Gelegenheit auch mit dem Katechisten in Taliparambu zu Gunsten des Heidenthums. Zurückgekehrt gab er einen amtlichen Bericht ein, welcher die Stimmung des Volkes als so ungünstig schilderte, daß befürchtet werden müsse, wenn Hebich die Feste besuchen würde, werde ein Friedensbruch nicht ausbleiben. Gebunden durch diese officielle Anzeige eröffnete der Oberbeamte (3. Februar) dem Missionar in einem amtlichen Schreiben, derselbe habe sich dießmal des Festbesuches zu enthalten.

Hebich schreibt darüber einem englischen Freunde: „Die Proklamation der Königin hat den Leuten kuriose Ideen in den Kopf

gesetzt. Ich that mein Bestes, um wieder auf meine Feste in Payawur und Taliparambu zu gehen, reiste darum selbst nach Kalikut, und brachte mit Collector G. scheinbar alles in Richtigkeit. Wie ich aber Nachts auf dem Fluß im Boot zurückkehrte, befiel mich — zum erstenmal in meinem Leben — das Fieber, und siehe da — nach allem wurde mir verboten, dießmal mit meinen lieben Leuten Jesum unter den Tausenden zu verkündigen. Dieß brach mir das Herz."

Der Katechist in Taliparambu berichtete vom dortigen Feste: „Wir gehen jeden Morgen, das Wort zu verkündigen, zwar nicht auf dem Marktplatz, aber auf den Straßen. Einige Schlauköpfe behaupteten, die Proklamation verbiete uns die Predigt, worauf ich erwiederte, das sei nicht der Fall, die Königin erlaube einem jeden ihrer Unterthanen, ungestört seines Glaubens zu leben; zu unserem Glauben aber gehöre, daß wir aller Welt das Evangelium verkündigen. Sie meinten dann, der beste Beweis, daß ihre Ansicht die richtige sei, liege in dem Umstand, daß der Padre weder in Payawur noch hier sich eingefunden habe; ich entgegnete, Sie seien dießmal krank, das Volk werde aber noch sehen, daß unsere Arbeit ihren ungestörten Fortgang habe. Uebrigens weiß man auf dem Amt, daß Herr N. sich gegen die Gewährung Ihrer Bitte erklärt hat. Doch hören uns Tausende in großer Ruhe an."

Es hatte seine Richtigkeit mit der Krankheit. Was erst eine bloße Erkältung schien, die auf angestrengte Bewegung in der Sonnenhitze folgte, erwies sich als der Anfang eines tieferen Leidens. Hebich erzählt: „Ich kam irgendwie nicht wieder ins alte Geleise und mußte nun ernstlich an eine Erholungsreise denken, ja ich sehnte mich nicht wenig nach der ewigen Ruhe."

Doch raffte er sich noch zu einigen Dienstleistungen auf, die seine Arbeit in Kannanur abschließen sollten. Am 20. Februar traute er seinen Bruder Strobel mit der eben gelandeten Braut; dann taufte er (13. März) noch eine Familie aus dem einst so feindlichen Tscherukunnu. „Besonders aber war der 19. März," schreibt Schlunk, „einer der großen Tage, die Hebich so prächtig zu arrangiren verstand. Die Tschowwa-Kapelle, die ihm so viel Mühe gemacht hatte, sollte eingeweiht werden; von englischen Freunden waren nur zwei gegenwärtig. Hebich las den 118. Psalm und erinnerte an die schwere Zeit vor zwei Jahren, da die Flüchtlinge zuerst hier sich

eingefunden, und durch welche Gnadenführungen es nun so weit gekommen, daß die Kolonie in schönen gesunden Wohnungen, mit einer stattlichen Kapelle in der Mitte, untergebracht sei: da können sie nun ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Aber so weh es ihm thue, müsse er doch auch ihre Sünden und manchfache Undankbarkeit rügen, durch die sie Gottes Gerichte schon herausgefordert haben. Er habe an seinen Samstagen doch schon über manche von ihnen zu seufzen gehabt; möge Seine Güte sie nun zur Buße leiten, damit die neue Zeit, in die sie jetzt eintreten, sie auch für neue Prüfungen gerüstet finde. Müller, Hanhart und drei Katechisten folgten mit längeren Reden, so daß sich die Feier zu einem lieblichen Missionsfest im Heidenland gestaltete."

Die heiße Jahreszeit war nun da; Hebich mußte eilen, um auf den blauen Bergen Erholung zu suchen. Mit fast versagender Stimme verabschiedete er sich von den weinenden Gemeindegliedern, von denen manche bereits ahnten, daß sie ihn nicht mehr sehen würden, während er sie mit dem letzten Händedruck seiner Hoffnung versicherte, der Herr werde sie gewiß noch einmal zusammenführen. Es waren ihrer 243 schwarze Kommunikanten, 40 vom Abendmahl suspendirte Erwachsene und 139 Kinder. Die Gemeinde trat mit seinem Abschied in ein schweres Uebergangsstadium ein, daher nach eilf Jahren ihre Gesammtzahl sich nicht vermehrt hat (sie betrug am 1. Januar 1870 430 Seelen).

„Am 23. März 1859 trat ich mit meinem l. Joseph die Reise nach den Bergen an, die ich über Kalikut und Malapuram am 1. April erreichte. Vor einem Vierteljahrhundert, am 23. März 1834, hatte ich Basel verlassen, um nach Indien zu gehen. Hallelujah!"

Missions-Zeitung.

Im Juni haben die Sandwich-Insulaner ein merkwürdiges Jubiläum gefeiert. Fünfzig Jahre waren verflossen, seit (4. April 1820) die ersten Missionare im Hafen von Kailua gelandet und unter einem, seiner Götter müden Volke das Evangelium zu verkündigen angefangen

trauen, durch die lange Trennung fast zu schwärmerischer Verehrung und Erwartung gesteigert, von allen Seiten entgegenkam.

Im weiteren Verlauf wurden diese Hoffnungen sehr geschwächt. Anerkennenswerth war der Umstand, daß der Herr selbst auch zuweilen in den Gottesdienst seiner Arbeiter kam; noch neuer und erfreulicher das Interesse, welches seine Töchter am weiblichen Theil der Gemeinde nahmen, indem sie unter den Mädchen eine Nähschule in Gang brachten. Allein es zeigte sich je länger je deutlicher, daß die Ansichten von der Art der christlichen Bildung, welche den Arbeitern beigebracht werden sollte, bei dem Pflanzer und dem Missionar weit auseinander giengen, während im täglichen Geschäft der Pflanzung neue Anforderungen zu den alten traten und der wiederholt ertheilte Bescheid: Wer nicht bleiben will, kann gehen! allen die Lust zum Remonstriren benahm, und die längst bestehende Unzufriedenheit nur steigerte. Die Krisis kam zum Ausbruch, als der Pflanzer sich über die Predigtweise des Katechisten mißfällig äußerte, das Opfern für die Mission (mittelst eines am Sonntag aufgestellten Tellers) verbot, und endlich den Katechisten im Morgengottesdienst, den er ihn nicht mehr halten ließ, feierlich entsetzte und entließ.

Als Joseph hinausgeschickt wurde, die Stelle des abgedankten Timotheus einstweilen zu versehen (23. Dec. 1856), berieth er mit den Kirchenältesten, was zu thun wäre. Diese erklärten sich dahin: wenn ihnen der angemessene Lohn bezahlt werde, die Sonntagsarbeit aufhöre, und Zumuthungen, welche sie am Schaffen ihrer Seligkeit hindern, wegfallen, wollen sie gerne bleiben. Wenn nicht, so möge der Herr thun, was er wolle; ihre Entlassung verlangen sie nicht. Darauf wurden die 14 Familienväter, welche diese Erklärung abgaben, „wegen grundloser Klagen“ entlassen. Es waren im Ganzen 60 Leute, die unter dem Weinen und Schluchzen der Zurückbleibenden (27. Dec.) mit Sack und Pack von der Pflanzung abzogen, und am Abend des Wandertages gegen Tschowwa heranrückten, wo Hebich sie mit Gesang und Gebet empfieng. Die Alten waren wie Träumende, die Jungen fühlten sich leicht und frei.

Zum feierlichen Jahresschlusse kam aber nun (31. Dec.) auch der Rest der Gemeinde, einer früher ausgewirkten Erlaubniß gemäß, nach Kannanur. Ihnen voraus war ein Schreiben des Pflanzers eingelaufen, welches ankündigte, daß derselbe hinfort die Verbindung